

leben nicht schlecht.«

1980 starb er an einem hinterhältigen Prostatakrebs, der zu spät entdeckt wurde. Franziska pflegte ihn ein Jahr lang, Cornelia ließ sich bis zuletzt nicht blicken. Sie steckte damals in einer schwierigen Beziehungskrise, außerdem lernte sie für ihr Staatsexamen und musste sich um ihre elfjährige Tochter kümmern. Sie kam immerhin zur Beerdigung ihres Vaters und brachte Jenny mit. Franziska sah ihre Enkeltochter damals zum ersten Mal – das Mädchel hatte ein ernstes, blasses Gesicht, die Dranitz'sche Nase und kupferrote Locken. Elfriedes Haar. Franziska hütete sich, Cornelia zu sagen, dass Jenny ihrer verstorbenen Schwester ähnelte. Der Anlass des Treffens war nicht dazu angetan, und außerdem hatte Cornelia es eilig, wieder abzureisen. Sie hatte einen alten WG-Partner wiedergetroffen, und die beiden wollten »ihren Krempel zusammenwerfen«.

Franziska tat es weh, die Enkelin gleich wieder zu verlieren. Das Mädchel war neugierig gewesen, hatte ihre Nähe gesucht. Vermutlich fehlte es der Kleinen an Geborgenheit, kein Wunder, wenn die Mutter sie von WG zu WG schleppte. Aber da war sie natürlich restlos altmodisch. Cornelia hatte ihr erklärt, dass Kinder Bezugspersonen brauchten, das könne jeder sein, nicht unbedingt die Eltern. Und überhaupt sei das Wichtigste zwischen Kind und Bezugsperson schon während der ersten sechs Lebenswochen passiert. Was Kinder ganz bestimmt nicht brauchten, sei ein miefiges Wohnzimmer, Stoffgardinen, Häkeldeckchen und eine überbesorgte, weil sexuell unbefriedigte Mutter. Mit Rücksicht auf den Anlass der Begegnung hatte Franziska auf eine Antwort verzichtet.

Sie musste sich nach Norden orientieren, nahm die holperige Landstraße über Camin nach Wittenburg, irrte von Dorf zu Dörfchen am Dümmer See vorbei und hatte das Gefühl, hier sei die Zeit stehengeblieben. Schön war es: blinkendes Wasser, Uferschilf, kleine Fischerboote, die auf dem See dümpelten, und das frische Lindgrün des Frühlings, das jetzt aus allen Ästen und Zweigen drängte. Wiesenblumen, gelb, lila, weiß. Wo gab es das im Westen noch? Rehe standen an den Waldrändern, ästen am späten Morgen in aller Gemütsruhe auf sprießenden Äckern, niemand störte sie, kein Spaziergänger, kein Hund, kein Jäger. Die Landschaft ihrer Kindheit. Unfassbar weit, kleine Wäldchen am Horizont, die dunkle Form der Seen, bei gutem Wetter ragten die Kirchtürme der umliegenden Dörfchen über die Hügel. So war der Blick aus ihrem Kinderzimmer gewesen.

Die Dörfer waren fast unverändert, hinzugekommen waren einige große, hässliche Bauten, die die Aufschrift »Kulturhaus« trugen. Sie passten nicht zu den niedrigen Backsteinhäusern, die meist noch wie früher mit Reet gedeckt waren. In den Bauerngärten sah man Beete mit Rüben, Sellerie, Lauch und allerlei Kräutern, außerdem ein paar Fleißige Lieschen in Töpfen auf den Fensterbrettern. Etwas verkommen wirkten die Dörfer schon. Viele Hausdächer waren eingesunken, von den Mauern der wenigen neuen Gebäude blätterte der Putz, der Anstrich der Zäune war überall verblasst. Nur selten liefen Hühner oder Ziegen auf der breiten Dorfstraße, wie es früher der Fall gewesen war. Was nicht hieß, dass Franziska diesen Zustand vermisst hätte – sie hatte als Kind erlebt, wie ihr Kutscher mit einem Bauern wegen eines totgefahrenen Huhns stritt und die beiden schließlich sogar handgreiflich wurden. Sie war damals vier oder fünf Jahre alt gewesen, und sie hatte vor den wütend schimpfenden, mit Fäusten gestikulierenden Männern solche Furcht gehabt, dass sie sich in der Kutsche unter einer Wolldecke versteckte.

Nun fuhr sie an Schwerin vorbei Richtung Osten. Auf den Straßenschildern erschienen die Ortsnamen ihrer früheren Heimat. Crivitz, Mestlin, Goldberg ... Kichernd überließ sie

sich ihren Erinnerungen. Da hatte die kleine Schwester Elfriede doch tatsächlich an einen goldenen Berg geglaubt und gefragt, ob man sich davon etwas abbrechen dürfe. Alle in der Kutsche hatten laut gelacht, während Friedchen erschrocken und verlegen dreinschaute. Später hatte die Mutter das Fräulein – Gott, wie hatte das Kindermädchen noch gleich geheißen? Stiller, Steltner, Sellner? –, nun, auf jeden Fall hatte Mutter es getadelt, weil es den Mädchen so viele Märchen erzählte.

Es war nicht viel los hier auf dem Land, nur hie und da entdeckte Franziska einen Traktor mit Anhänger, der irgendeine Flüssigkeit über die junge Saat sprühte. Manchmal kam ihr ein Westauto entgegen, ein Mercedes oder Audi, meistens schwarz. Im Gegensatz zu den DDR-Wagen rauschten sie angenehm leise durch die maiengrünen Alleen. Die Insassen – meist nur ein einzelner Fahrer – schienen an der aufblühenden Natur und den malerisch vernachlässigten Dörfchen wenig Interesse zu haben.

Beim Seniorenkaffee der Kirchengemeinde in Königstein hatten sie davon geredet, dass der Osten jetzt ausverkauft würde. Die Ostler gaben ihre antiken Möbel »für 'nen Appel und 'n Ei« her und bestellten sich stattdessen Sofas mit Jeansbezug bei Quelle. Früher hatte man ja Päckchen mit Kaffee, Mehl, Zucker und Wolle zum Stricken »nach drüben« in die »Ostzone« geschickt. Später schrieben einige, das hätten sie jetzt selber. Sie wollten fetzige Schnitte zum Nähen, Jeansjacken, Nutella und Prinzenrolle. So dreist waren die geworden, stellten Forderungen. Die abgelegten Kleider und Schuhe wollten sie auch nicht mehr haben.

Aber jetzt war sowieso Schluss mit den Päckchen, nun konnten die lieben Verwandten ja in den Westen fahren und sich ihre Wünsche selbst erfüllen. So mancher Westler war von Ossi-Besuch überrascht worden, es klingelte an der Tür, und Onkel Rudi aus Chemnitz stand davor, strahlte vor Wiedersehensfreude und schob seine fünfköpfige Sippe über die Schwelle. Solche Besuche konnten sich wochenlang hinziehen und die Gastgeber nervlich und finanziell bis an die Grenzen strapazieren ...

Franziska hatte keinen Besuch bekommen, sie hatte auch keine Päckchen gepackt. Die von Dranitz, von Wolfert, die von Hirschhausen – es gab sie nicht mehr im Osten. Höchstens noch die früheren Angestellten, aber zu denen hatte sie nie Kontakt aufgenommen. Als ihre Mutter Margarethe noch lebte, hatte man sich zweimal in Hamburg zu Familientreffen versammelt, einige Cousins und entfernte Cousinen aus der Von-Wolfert-Sippe waren erschienen, auch der alte Alexander von Hirschhausen und der Kutscher Josef Guhl, der sie 1946 bis Hamburg begleitet hatte. Mutter hatte ihr ans Herz gelegt, die Familie trotz aller Widrigkeiten zusammenzuhalten.

»Ohne Familie bist du niemand«, hatte sie gesagt. »Über Jahrhunderte hinweg haben wir zueinander gestanden, schwere Zeiten überdauert. Wer zu Wohlstand kam, der stützte diejenigen, die in Not waren, wer Verbindungen hatte, der setzte sie für das Fortkommen der jungen Leute ein. Man muss nicht jedes Familienmitglied lieben – aber dennoch bilden sie alle zusammen eine große Gemeinschaft, einen sicheren Hort.«

Franziska hatte damals darüber gelächelt. Diese Philosophie schien ihr nicht mehr in die Zeit zu passen, schon gar nicht in das brodelnde, wimmelnde Leben der Großstadt Frankfurt. Zudem hatte Ernst-Wilhelm mit ihrer »adeligen Sippschaft« schon immer Probleme gehabt, und so hatte sie zum Kummer ihrer Mutter kein weiteres Familientreffen in Hamburg besucht. Viele hatten ohnehin nicht mehr stattgefunden – vermutlich dachten ihre Cousins und Cousinen ähnlich wie sie selbst.

Malchow. Waren an der Müritz. Die Binnenmüritz wie ein weites Meer, kleine Wellen, die ins Ufergras schwappten. Hier hatte sich kaum etwas verändert. Das Herzklopfen kehrte zurück. Unruhig krampfte Franziska die Finger ums Lenkrad, damit sie nicht zitterten. Es war nicht mehr weit.

Sie wappnete sich. Sie würde eine Enttäuschung erleben, da war sie sich ganz sicher. Die Frage war nur, wie schlimm es aussah. Möglich, dass nichts mehr übrig war. Kein Stein mehr auf dem anderen. Alles verfallen, zugewachsen, von Gestrüpp überwuchert ...

Links ab Richtung Vielitz, die alte Straße hoch. Ein paar Bäume am Straßenrand waren gefällt worden, Schlaglöcher reihten sich aneinander wie früher – schlimmer sogar, damals hatte man immer mal wieder Schotter hineingekippt. Erinnerungen überrollten sie wie eine gewaltige Welle. Franziska sah ein Wehrmachtsfahrzeug heranbrausen, auf dem Rücksitz saß ein Major. Er hob die Hand, um sie zu grüßen, und fort war er. Ein Phantom aus der Vergangenheit.

1945 waren sie hier mit einem Planwagen unterwegs gewesen, um vor den Russen zu fliehen. Es war ihnen nicht gelungen.

Bei der großen Kastanie rechts ab, den Feldweg zwischen blühendem Weißdorn entlang und nichts erhoffen. Sie schaffte es nicht, trat auf die Bremse und starrte auf das Schild. Schief und halb verwittert hing es noch an dem Pfosten, den der Inspektor Schneyder damals hatte erneuern lassen. Vor gut fünfzig Jahren. »G... hof Dra... tz«, entzifferte sie. Gutshof Dranitz. Immerhin – das Schild war noch da.

Langsam fuhr sie weiter. Links hätte jetzt der Park auftauchen müssen, man sah jedoch nur eine Art Waldgebiet. Alles war zugewachsen. Hie und da hatte man Bäume gefällt, die Stümpfe, von Moos bedeckt, moderten vor sich hin. Unterholz gedieh an den gelichteten Stellen, schoss üppig auf, kleine Bäumchen rivalisierten um den freien Platz. Rechts waren niedrige Backsteinhäuser zu sehen, die gehörten zum Dorf Dranitz. Die Kirche mit dem spitzen Turm, auf dem ein goldener Hahn in der Sonne geblitzt hatte, war verschwunden. Sie hatten das Christentum abgeschafft in der DDR, da brauchten sie auch keine Kirchen.

Links lichtete sich jetzt der Wald, hier musste das Tor gewesen sein. Die herrschaftliche Toreinfahrt zur Kastanienallee. Fest gemauert und hell verputzt die Pfeiler, darauf saß je eine Kugel aus Stein, die einmal goldfarbig gewesen waren. Torflügel aus aufwendig gearbeitetem Schmiedeeisen, die jedes Frühjahr entrostet und neu gestrichen werden mussten. Nichts davon war übrig geblieben. Kein Pfosten, kein Stein, auch die Kugeln hatte der Zahn der Zeit gefressen. Die schöne Kastanienallee war ebenfalls verschwunden, hinter Kiefern und Buchenstämmen erkannte sie Gebäude.

Franziska kurbelte das Fenster hinunter, dennoch brauchte sie einige Sekunden, bis sie klar sehen konnte. Da waren tatsächlich Gebäude. Kein Zweifel, sie hatten nicht alles dem Erdboden gleichgemacht. Die graue, verfallene Hausmauer links zwischen den Kiefern könnte zu dem einst so schmucken Inspektorenhäuschen gehören. Rechts davon verdeckte ein Lastwagen die Sicht, aus dem zwei Männer irgendwelche Gegenstände entluden. Sie fuhr ein Stück weiter, um bessere Sicht zu haben, dann hielt sie an.

Da war es. O Gott! Es stand noch, war nicht abgefuckelt und auch nicht eingestürzt. Das Gutshaus. Kleiner als früher erschien es ihr, grauer, einfacher. Der schöne Vorbau mit den Säulen fehlte, auch die Haustür hatte man ausgetauscht, aber die Fenster und die Dachkonstruktion waren unverändert. Die beiden Kavaliershäuschen rechts und links, die früher als Unterstand für Kutschen und Automobil gedient hatten, lagen in Trümmern.

Aber das Gutshaus stand.

Franziska hielt an, stellte den Motor aus, zog den Schlüssel ab und stieg aus. Ihr Herz schlug jetzt ruhig, das Zittern hatte aufgehört, ihre Schritte waren fest. Langsam, den Augenblick ihrer Heimkehr genießend, folgte sie einem schmalen Pfad, der zwischen den Bäumen hindurch zum Haus führte und den es früher nicht gegeben hatte. Hier, in diesem Gutshaus, war sie geboren, hier hatte sie mit den Geschwistern gespielt, hier hatten ihre Eltern gelebt, drüben auf dem Kirchhof waren ihre Vorfahren begraben.

Sie hatte die Sehnsucht nach diesem Ort über vierzig Jahre lang in sich getragen. Nun war sie am Ziel.

Sie gehörte hierher. Und sie würde hier bleiben, koste es, was es wolle.

»Sie wollen bestimmt in den Konsum, wie?«, fragte eine Frauenstimme. »Da müssen Sie hinten herum.«

Jenny

Juli 1990

Sie hasste diese klebrige Sommerhitze. Sie hasste das heiße, stickige Berlin. Das Architekturbüro Strassner in der Kantstraße mit den großen Fensterflächen. Sie hasste die aufgedonnerte Kollegin Angelika. Die beiden jungen Architekten Bruno und Kacpar. Wen noch? Simon natürlich. Den am meisten. Hätte sie diesen feigen Lügner doch nie kennengelernt!

Ach – eigentlich konnte sie nur sich selbst nicht leiden.

Jenny legte ein neues Blatt in den Kopierer, schloss den Deckel und drückte auf die Taste. Ein grünlich fluoreszierender Rand wanderte von einer Seite des Deckels zur anderen, gleich darauf schoss die Kopie mit einem leisen Zischen aus dem Gerät, und Jenny legte sie auf den Stapel. Es roch irgendwie komisch, ganz sicher war es nicht gesund, in dem kleinen Kopierraum zu stehen und dreißig Kopien aus dem Bauch des dicken, grauen Kastens zu ziehen.

Wenigstens hatte sie es ihm gegeben. Das Gespräch heute früh war kurz, aber deutlich gewesen. Er hatte verkündet, vor der Trennung von seiner Frau Gisela noch einmal Familienurlaub in Portugal machen zu wollen. Der Kinder wegen. Schließlich sei es das letzte Mal als Familie, das müsse sie doch einsehen. Jochen sei dreizehn und Claudia erst neun. Die beiden hätten ein Recht darauf. Das alles sei auch für ihn nicht leicht, schon weil er sich im Hotel ständig Giselas ehelichen Erwartungen ausgesetzt sähe.

»Spar dir die Erklärungen«, hatte sie in den Hörer gesagt. »Wenn du führt, ist es endgültig aus. Das ist mein letztes Wort.«

Danach hatte sie aufgelegt. Dieser Feigling redete seit einem Jahr davon, dass seine Ehe am Ende war, aber er hatte es noch nicht fertiggebracht, sich von Gisela zu trennen. Und dieses stndige Theater mit den »armen« Kindern, die ein Recht auf ein heiles Familienleben hätten. Damit wollte er ausgerechnet ihr kommen!

Als sie neun war, hatte sie schon drei WGs hinter sich. ber das Liebesleben ihrer Mutter schwieg sie besser. Es waren ein paar ganz nette Typen dabei gewesen, aber sie hatten sich aus dem Staub gemacht wie die anderen auch. Ein Recht auf ein heiles Familienleben – pah!

Noch fünf Kopien. Drüben ratterte Angelikas Schreibmaschine, unfassbar, wie schnell sie die Briefe herunterhmmerte. Jenny selbst hatte nie richtig Schreibmaschine schreiben gelernt. Alles, was sie hier im Büro tat, hätte auch jede andere tun können. Kopien machen, Briefe eintten und zur Post bringen, Telefonate weiterleiten, Kunden empfangen, ihnen Kaffee und Kekse bringen, hübsch aussehen, mit den Wimpern klimpern ... Vielleicht hätte sie die Banklehre doch nicht schmeißen sollen, dann wäre sie jetzt schon fertig und hätte einen festen Job bei der Bank. Verdienen würde sie da allerdings nicht viel. Hier bekam sie